

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke. (Fortsetzung.)

Es war ein kalter Märztag mit Sturm und Schneegestöber. Wilhelm Winkler kehrte von der Felddienstübung heim. „Durchnäst bis auf die Knochen!“ rief er, sich schüttelnd, der alten Frau zu, bei der er ein bescheidenes Stübchen gemietet. „Machen Sie mir bitte eine heiße Tasse Tee.“

Der Bursche nahm dienst-eifrig die nassen Uniformstücke an sich und war seinem Herrn bei der Toilette behilflich.

Eine Viertelstunde später saß der junge Offizier denn, die dampfende Tasse Tee vor sich, behaglich auf dem derben Ledersopha und schaute träumend den Rauchringeln seiner Zigarre nach, wie sie weiter und weiter wurden und in ein Nichts zerfloßen. Schloß Falkenhorst beschäftigte dann wieder einmal seine Phantasie, Agnes und Ferdinand, der so leichtfertig sein Wort gegeben.

Da stapfte jemand mit Säbelrasseln und Sporenklirren schwerfällig die Treppe empor.

„Morgen! Der Herr Oberleutnant da?“ leuchtete eine bekannte, tiefe Stimme.

Es war der Bataillonskommandeur, Freiherr von Eschlingen. Unwillkürlich zupfte Wilhelm, vom Sofa aufstehend, an seiner Litewka, schob die Tasse beiseite und warf einen prüfenden Blick durch das armselige Stübchen, dessen einzige Zierde ein wohlgefüllter Bücherschrank war.

„Ah, Tag, lieber Winkler,“ begrüßte der Major seinen schneidigsten Leutnant. „Musste mich selber, trotz meiner zweihundertfünfzig Pfund, heraufwälzen, um Ihnen die Fiobspost zu überbringen. Sollen uns verlassen, unser reizendes Krähwinkel! Sind abkommandiert, Winkler! Haben Glück wie kein zweiter! Sind ja wohl sechsundzwanzig erst? Also am ersten April Lehrer an der Kriegsschule.“

Wilhelms Antlitz leuchtete in diesem Augenblick wie verklärt. Errötend verbeugte er sich vor seinem Vorgesetzten und wußte nur zu sagen: „Danke gehorsamst, Herr Major.“

„Nicht nötig, ist keineswegs mein Verdienst allein. Müssen da oben Ihre Gönner haben. Also, lieber Winkler, meinen aufrichtigsten Glückwunsch! Es freut mich, daß Ihre Tüchtigkeit gewürdigt wird. Sie werden bald Hauptmann sein, und ich hoffe Sie auch im Generalstabe zu sehen. — Muß laufen übrigens, höchste Zeit! Also nachher im Kasino das Weitere. Morgen, Winkler!“

„Das kann nur ein Traum sein!“ sprach Wilhelm, an die Stirn schlagend, vor sich hin. Der alte Oberst, sollte der wirklich Wort gehalten haben, der gute Graf mit der hohen Vetternschaft? Nach der Residenz! Diese Ehre! Und dann Falkenhorst dicht dabei. In einer guten halben Stunde war es auf schnellstem Pferd leicht zu erreichen. Ferdinand in derselben Garnison.

„O Himmel, du haft es gut vor mit dem armen Leutnant!“ So schwirrte es durch sein Hirn.

Zuerst sollten die Eltern von seinem Glück erfahren, dann Agnes und Ferdinand. Er schrieb also sofort und eilte dann ins Kasino, wo ihn die Kameraden mit lautem Jubel empfingen. Da war auch nicht einer, der ihm sein Glück nicht gegönnt hätte.

Am Hauptbahnhof der Residenz harrete des abkommandierten Oberleutnants eine elegante Equipage mit zwei prächtigen Schimmeln. Wilhelm erkannte sofort das Falkenhorstische Wappen; das da, fast zu auffällig, an dem leichten Befehle prokte.

Ein Diener und ein Bursche stürzten dem jungen Offizier entgegen. Da tauchte auch Ferdinands hohe Gestalt im Menschengewühl auf. Er trug einen schneidigen Sportanzug und wurde hier und da ehrerbietig gegrüßt. Man machte ihm bereitwillig Platz, wie er nun mit strahlendem Gesicht auf den Freund zueilte.

„Du bist selbstverständlich für heute abend mein Gast, alter Junge! Wie famos! Nein, was



In Gedanken. Nach dem Gemälde von P. de Tommasi (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

terchied zeigt sich
stum zeigt sich am
ger, und am Mei-
or sich.

lauwarmer Milch,
euchtetem Safran
en an einen war-
ann arbeitet man
fügt 125 Gramm
t Korinthen und
amom hinzu. Die-
t, bis er Blasen
zweitemal auf-
en großen Ringel
ttemal aufgehen
mit Ei und backt
Es ist ein wunder-
Wer den Safran
ia fortlassen.
in eine schmack-
en, wenn ein Ei-
Eidotter gut ver-
Tropfen Pfeffer-

die mit der Zeit
leicht man wieder,
in lauwarmem
stehen, und nach-
den läßt. We-
Taschen kann man
und Buchenasche

elche durch Schäd-
mähiges Stechen
en haben, dürfen
t gestochen werden.
auf die Höhe des
bringen, sind die
düngen und wä-
eit reichlich zu gie-
des Bodens, sowie
ant ist unerlässlich.
meist angenommen

Auflösung.

A	L	P
L	E	U
P	U	D

Nr. 80.
in Stuttgart.
arz.



h. Zügen.

ym s: Schneeball.
de.
it leicht.

nd herausgegeben

hat uns dein Brief erfreut!" So sprudelte es über des lebhaften jungen Mannes frische Lippen, während man einstieg.

"Nun, und wie geht es Agnes?" war Wilhelm's erste Frage. "Danke, vorzüglich. Wirst sie ja Sonntag sehen. Können jetzt ja nach Belieben hinüber gondeln zum alten Raubnest."

"Und Fritschen?"

Da erröthete Ferdinand flüchtig und schaute hastig nach der Seite. "Danke, danke, auch wohl auf. Welche Menschenmenge doch hier immer in dieser Straße."

Wilhelm sah den Freund scharf an und sprach ernst: "Du erwähntest sie in deinen Briefen fast gar nicht. Der Schritt ist dir doch wohl nicht leid geworden?"

"Aber, Gott bewahre," erwiderte Ferdinand hastig, während sich seine Stirn unwohlte und die mit Ringen überreich geschmückten schlanken Finger unruhig an einer Quaste des Wagens zerzten, als wollten sie dieselbe zerpfücken. "Fritschen ist ein süßes Mädel. Aber du weißt ja, Freund, welcher ein Abgrund erst noch zu überwinden ist."

"Ach was, nur Courage!"

Ferdinand schien auch nicht die mindeste Lust zu haben, mit dem nach seiner Meinung allzu streng und ernst urtheilenden Freunde dieses Gespräch fortzusetzen, darum unterbrach er ihn, wies auf diese oder jene Sehenswürdigkeit und erzählte in seiner beredten Weise, daß Wilhelm kaum zu Worte kam.

Nun war man bei Ferdinands Heim angelangt. Er bewohnte die ganze zweite Etage eines der schönsten Häuser im vornehmen Viertel. Ein großer Garten gehörte ihm und außerdem ein Stall mit zwölf wertvollen Nempferden edelster Rassen. Der gedenkhafte Vater förderte durch allzu reichliche Zuschüsse das schier fürstliche Leben seines verzogenen Sohnes nur zu sehr, so daß Ferdinand längst im Rufe eines argen Verschwenders und des leichtsinnigsten Leutnants im Regiment stand.

Staunend sah der an spartanische Einfachheit gewöhnte Wilhelm dann jetzt all den Luxus und all die glänzende Eleganz, mit der sein Freund sich zu umgeben verstanden. Er dachte an das armselige Stübchen, das seine Wohnung sein würde.

"Fein hier, was?" fragte Ferdinand lachend. "Doch nun stärke dich erst mal ein wenig, nachher führe ich dich in meinen Gemächern herum. — Johann, Selt, Kaviar usw., aber fix!" herrschte er einen Diener an, der eben hereintrat und eine Menge Postfächer auf ein zierliches Mahagonitischchen niederlegte.

"Ah, die Post! Entschuldige einen Augenblick. Hier, bitte, sieh dir diese Kunstgeschichte mal an. Da sind Zigarren, bitte, alter Junge, tu ganz, als wärst du immer hier ein und ausgegangen. Hier ist auch Cognac! Stoßen wir mal an. Ei, das wärmt und macht heiß! So heiß soll unsere Freundschaft bleiben! Also entschuldige, muß die vielen Briefe mal überfliegen."

Wilhelm schüttelte still für sich den Kopf. Wohl zwölf zierliche Briefe sah er da außer einigen anderen in Geschäftsformat. "Dann freilich," sagte er zu sich selber, "war es kein Wunder, daß ein alter Freund vergessen werden konnte." Die meisten schienen den jungen Lebemann indessen wenig zu interessieren, er warf sie gleichgültig beiseite. Doch nun hatte er einen vor, den er einem kleinen, weißen Kuvert entnommen, der schien ihn sehr zu fesseln, denn er las lange daran, ging dann unher und studierte ihn abermals. Wilhelm entging es nicht, daß dabei das vorhin so fidele Gesicht einen recht ernstern Ton angenommen und auffallend blaß geworden war.

Ferdinand schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein im Zimmer war. Als der Diener den Kopf durch die Thür steckte und sagte: "Serviert, Herr Leutnant!" erwiderte dieser barsch: "Gut, scher Er sich!" Dann, als käme er allmählich zur Besinnung, wandte er sich an Wilhelm.

Sein Gesicht hatte in diesem Augenblick so etwas Gutes, Wahres, fast Kindliches. "Freund, es ist merkwürdig, wenn ich mit dir zusammen bin, so war es ja schon früher, dann komme ich mir immer so furchtbar — schlecht vor. Dann regt sich etwas in mir, das man ja wohl Gewissen zu nennen pflegt. Und heute! Eine deiner ersten Fragen erweckte es. — Fritschen! — Sie hat geschrieben. Nun, Heuchelei habe ich immer gehabt. Mag ich auch ganz schlecht sein, ein ehrlicher Kerl bemühe ich mich wenigstens zu sein. Ich werde dir den Brief vorlesen. Bitte, komm in das Speisezimmer und lange nur gleich tüchtig zu. Wir ist der Appetit vergangen. Da ist Kaviar, da sind Sardinen, da ist Hummer und dort einfachere, ländliche Delikatessen. Also nimm, was du magst."

"So werde ich mich an die gewohnten Speisen halten und deinem delikaten Schinken alle Ehre antun. Doch zuvor lies erst. Ich bin furchtbar gespannt."

"Gut denn! Also der Brief lautet wörtlich:

Mein innigstgeliebter Schatz!

Wie gerne würde ich Dich heute wieder mit etwas Heiterem beglücken. Leider kann ich das nicht, muß Dir vielmehr etwas recht,

recht Ernstes mitteilen, das mir fast das Herz zerbricht. Denke nur: gestern betrachtete ich glütlich Dein Bild, das kleine, wohlgeformte, welches Du mir neulich schenkest. Da wollte es der Zufall, daß Papa, ohne daß ich es merkte, ins Zimmer trat. Die Photographie entfiel meiner Hand und Papa sah sie, las auch die Widmung auf der Rückseite. Da geriet er außer sich vor Zorn. Alle meine Bitten und Erklärungen vermochten ihn nicht zu beruhigen. Er ist der festen Überzeugung, daß Du, mein teurer Ferdinand, nur ein ruchloses Spiel mit mir treibst. Seine Meinung von Dir ist die denkbar schlechteste. Wie unglücklich ich jetzt bin, kannst Du dir vorstellen, Du mein höchstes Glück auf Erden. Wir werden uns lange Zeit nicht wiedersehen, denn schon morgen reise ich zu dem Onkel Professor, bei dem ich früher ein paar Jahre war. Die Trennung soll gewissermaßen ein Prüfstein unserer Liebe sein. Und das ist mir ein Trost, Geliebter. Ich weiß, daß Du es ehrlich mit mir meinst und mir Dein Wort halten wirst. Wenn Du denn über ein Jahr um meine Hand wirbst, wird Papa anderer Meinung sein. Ich glaube übrigens sicher, daß der mir so sehr verhasste Forstassessor Waltherr, der Dir Freundschaft heuchelte, viele Schuld an Papas schlechter Meinung von Dir trägt. Waltherr ist ein Verleumder, ein Lügner. Du weißt ja, wie vertrauensfelig mein liebes Väterchen ist.

Der Professor ist jetzt sein ein und alles und scheint ihm als Freier für seine Tochter der geeignetste Mann, nicht nur, weil er reich, sondern auch so herzensgut sein soll. Hättest Du, lieber Ferdinand, doch diesem schlechten Menschen nicht in einer schwachen Stunde von unserem Geheimnis etwas ausgeplaudert! Aber Deine ehrliche Art läßt Dich so oft mehr sagen, als eben nötig ist. Laß uns nun also nicht verzagen, mein Herz!

Unsere Liebe wird alles überwinden, hoffe ich zu Gott. Leider muß ich, da ich für die Reise noch viel zu beschaffen habe, jetzt schließen. Mit Agnes über die Sache zu prechen, hatte ich zu meinem größten Bedauern noch nicht Gelegenheit, sie ist nämlich noch nicht von Ranzov zurück. Mit zahllosen Grüßen und Küßen Deine Dir bis in den Tod getreue Friederike.

Ferdinand legte den Brief mit einem tiefen Seufzer beiseite und fuhr mit der Hand über die schmerzenden Augen.

"Weinst du es denn wirklich ehrlich mit Friederike?" fragte Wilhelm sehr ernst, während seine großen, klaren Augen durchdringend auf das nervös zuckende Gesicht des Freundes gerichtet waren.

"Aber, Wilhelm, diese Frage ist ja geradezu beleidigend! Gut, so rate ich dir, sprich dich sobald wie möglich mit Hellwig aus und überzeuge ihn selber von deiner Aufrichtigkeit."

"Hm, na ja, wollen sehen! Aber, bitte, lange zu jetzt! Ich glaube, wir gehen nachher noch in die Oper. Lassen wir diese aufregenden Geschichten für heute ruhen, alter Junge, und mach nicht so eine Leichenbittermeine. Laß uns anstoßen! Prosit! Percat tristitia!"

So sprudelte es über Ferdinands Lippen und sein schönes Gesicht nahm wieder den gewohnten Ausdruck jugendlichen Übermuths und unverwundlicher Lebenslust an.

Sein Appetit war auch schnell wiedergekehrt und wenige Minuten später schien der Eindruck des Briefes von Friederike völlig verwischt zu sein. Der ernste Wilhelm dagegen blieb einfüßig und nachdenklich.

"Mensch, was bist du verjauert in dem Nest da draußen!" rief Ferdinand, die Gläser von neuem füllend, etwas gereizt aus. "Bist ja der reine Trauerkloß! Prosit, es lebe das Leben! Tot und Verderben dem Philistertum! Famoser Selt, nicht?"

Wilhelm nickte stumm und sagte nach einer Weile: "Will dich nicht abhalten, in die Oper zu gehen. Möchte aber nicht mit. Muß mich erst allmählich an den Großstadttreiben gewöhnen."

"So gehen wir nachher zu Dressels, da drüben das Café. Sind ein paar feiche Wiener Sängerrinnen dort. Doch nun mal erst einen Rundgang."

Wilhelm sah eine Reihe vornehm ausgestatteter Gemächer, ohne indessen imstande zu sein, alles Bewundernswürdige gebührend zu würdigen. Er war zu sehr mit ernstern Gedanken beschäftigt. Diese schrecklich leichtfertige Art des Freundes, dessen wirklichen guten Charakter er kannte, betrübte ihn.

Es fehlte dem von Kindesbeinen an vergötterten Ferdinand jegliche Erziehung. Niemals hatte er Not gelitten, darum kannte er keinen Ernst, keine Beständigkeit in seinem Denken und Handeln. Agnes war ganz anders. Sie hatte mehr von der gediegenen Mutter geerbt als von dem gedenkhaften Vater.

Nun saßen die Freunde an einem separaten Tischchen des Cafés Dressel, eines der vornehmsten der Residenz. Die feichen Wienerinnen trugen abwechselnd allerlei Couplets vor und fanden rasenden Beifall.

"Guten Abend, Herr Leutnant," sagte da plötzlich ein Herr in Försteruniform, an den entlegenen Tisch der Freunde herantretend.

Es war ein etwas über mittelgroßer, schlanker junger Mann von auffallend schönem Gesicht. Das krause, schwarze Haar, die weiße, hohe Stirn, die schwarzen, funkelnden Augen, das feste Schnurrärtchen, alles paßte vorzüglich zu einander, um den eleganten Herrn in der grünen Tracht für Mädchenherzen gar gefährlich zu machen.

Ferdinands eben noch heitere Miene verfinsterte sich, als er den Forstassessor Walthers erkannte, von dem Fräulein so abfällig urteilte. Es kostete ihn viel Überwindung, dessen Gruß einigermaßen höflich zu erwidern. Nur, um den guten Ton nicht zu verlieren, nötigte er ihn, sich an den Tisch zu setzen und machte ihn mit Wilhelm bekannt. Walthers aber ignorierte das kühle Benehmen des Leutnants vollkommen und gab sich mit so einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, daß jener bei der ihm eigenen, nur allzu großen Gutmütigkeit schließlich andere Seiten aufzog und lustig auf den leichten Ton des Assessors einging. Fräulein wäre ja noch ein halbes Kind, sie könnte sich irren, sie vermute ja auch nur in Walthers den Verleumder. So rechtfertigte er es vor sich selber, daß er wieder einmal von der Liebenswürdigkeit des Assessors überwunden war. Wilhelm kannte den Herrn noch zu wenig, um über dessen Charakter urteilen zu können. Auf Fräuleins Vermutung gab er nichts, da er prinzipiell nur nach eigenem Erkennen zu urteilen pflegte. Daß Ferdinand indessen, je mehr der Sekt, ohne den es nun bei ihm einmal nicht ging, seine Sinne verwirrt, dem gar zu freundschaftlich tuenden Menschen alles mögliche ausplauderte, was er nur auf der Seele hatte, das befremdete Wilhelm sehr. Mehr und mehr gewann er denn auch den Eindruck, daß Walthers ein ganz gefährlicher Spion und mit seiner Kassenfreundschaft bestimmte Zwecke verfolgte. Aber die Art derselben vermochte er sich heute allerdings noch keine Vorstellung zu machen. Die Bemerkung Walthers, in kurzem würde er seinen Beruf aufgeben, eine eigene Scholle erwerben und Jagdpächter werden, am liebsten ganz in der Nähe von Falkenhorst, ließ ihn freilich vermuten, daß Ferdinands Gunst dem spekulativen Menschen für einen solchen Plan von größtem Nutzen sein müßte.

In dieser Vermutung wurde er noch bestärkt als Walthers, dem sibielen Leutnant auf die Achsel klopfend, fortfuhr: „Saben ja doch ohne Zweifel in spätestens zwei Jahren das Kommando über die Falkenhorst'schen Güter. Dann werden wir uns schon einig werden. Das Vorwerk Althütte würde mir, trotz seiner Sandwüsten, wegen der idyllischen Lage als Wohnsitz gerade recht sein. Gott sei Dank war ich ja in der Wahl meiner Eltern etwas vorsichtig und hätte es nicht nötig, auf die Verbesserung dieses undankbaren Bodens so viel Fleiß zu verwenden, wie der gute alte Hellwig, dieses Prachtexemplar von Arbeitsamkeit und Treue.“

Bei dem Wort „Althütte“ fiel Wilhelm unwillkürlich ein, daß sein Vater vor vielen Jahren einmal gesagt: „Das elende Sandnest birgt große Schätze! Sicher ist da auch ein Kohlenlager. Aber man glaubt mir nicht und läßt's sich der Mühe zu leicht verdrießen!“

Das könnte Walthers durch Hellwig wohl erfahren haben.

Jetzt erhob sich der Forstassessor, wünschte in herzlichster Weise beiden eine gute Nacht und entfernte sich, um nicht allzuspät zu Hause zu sein.

Ferdinand war nicht mehr in der Stimmung, einige ernstere Bemerkungen Wilhelms voll zu würdigen. Er schüttelte in froher Wehlaune nur den Kopf und sagte: „Ihr seid alle Grillensänger! Der Walthers ist kein schlechter Kerl!“

Bald darauf trennten sich die Freunde, der eine ernst und nachdenklich, der andere heiter und sorglos.

Als Ferdinand Wilhelm zwei Tage später in seiner höchst einfachen Wohnung aufgesucht und ihn bewogen, den Abend bei ihm in dem bequemeren Quartier zu verbringen, meldete beim Eintritt der Freunde in den wohlgepflegten Garten der Villa der Diener, daß der alte Herr von Falkenhorst bereits seit einer Stunde dort sei.

Wilhelm wollte sofort gehen, um Vater und Sohn ungestört zu lassen. Das ließ Ferdinand indessen nicht zu, er schob seinen Arm in den des Freundes und zwang ihn förmlich, mitzukommen.

Der Schlossherr trat ihnen mit sehr feierlicher Miene entgegen. Ein Zucken in den Winkeln der fest zusammen gepreßten Lippen vermochte er, trotzdem er eifrig bemüht war, sehr ruhig zu scheinen, nicht zu unterdrücken.

Nach steifer, kurzer, förmlicher Begrüßung sprach der alte Herr: „Hörte durch meine Tochter bereits, daß Sie in die Residenz versetzt sind, Herr — Oberleutnant. Läßt sich übrigens dankbaren Herzens Ihnen bestens empfehlen! Reiste heute auf längere Zeit fort nach Wilhelmsruh, wo ein Vetter von mir wohnt, der Ihnen gewiß bekannte Graf Zwengenburg. Steht ja auch in naher Beziehung zum Großherzog. Agnes hing immer schon sehr an diesen lieben Leuten. Der Sohn ist einweilen noch Leutnant

bei der preussischen Garde. Wird aber jetzt seinen Abschied nehmen, um Landwirt und — na, ich vermute, solider Ehemann zu werden. Ist zurzeit auf Urlaub dort, das schmucke, sieghafte Kerlchen, für das mein züchtig Töchterlein schon als Kind so geschwärmt.“

„Aber Papa,“ unterbrach Ferdinand den alten Herrn, „was sind das für Geschichten? Agnes schrieb noch vorgestern an mich und freute sich so sehr auf meinen und unseres Freundes Besuch am Sonnabend. Hast du schon wieder, verzeih mir meine unkindliche Dreistigkeit, eine neue Freierei mit ihr vor? Ich denke, Graf Alex, dieser Ausbund von Untugend, ist —“

„Nasenweiser Bengel!“ schnarrte, ihn unterbrechend, der alte Herr, halb beleidigt, halb scherzend. „Was geht's dich an? Telegramm, daß Onkel Wilhelm sehr krank und seinen liebsten Agnes baldmöglichst um sich sehen möchte, traf eben gestern ein! — Habe übrigens allerlei private Sachen noch mit dir unter vier Augen zu besprechen.“

Wilhelm verbeugte sich und sagte stolz und kalt: „So empfehle ich mich selbstverständlich. Auf Wiedersehen, Ferdinand.“

Des Fremdes schwache Versuche — eine innere Unruhe und Besorgnis ließ es eben nur bei solchen bewenden — hielten ihn nicht, er ging.

„Scheint ja recht dicke Freundschaft zu sein, mit diesem — nun, mit diesem Praktikus,“ schnarrte der alte Herr, sobald Wilhelm gegangen war.

Ferdinand wurde rot und entgegnete verlegt: „Wenn jemand aufrichtig und uneigennützig, so ist es Winkler, den du für einen praktischen Spekulanten zu halten scheinst.“

„So! — Ja, ja, das Gi ist klüger als die Henne. Doch nun ein ernstlich Wortchen, mein Sohn Windbeutel. Kommt da der alte Hellwig sehr entrüstet zu mir und erzählt mir, du hättest Nachrichten auf seine Tochter.“

„Jawohl, Papa, die habe ich auch, und zwar recht ernstliche.“

„Ha, ha, ha, Junge, bist du närrisch?“ Bei diesem Ausruf bitterer Ironie griff der alte Herr mit auffallend zitternder Hand an die Stirn und sank in einen der Fauteuils nieder. „Ernstliche Absichten? Der Gedanke ist mir freilich ebensowenig wie Hellwig gekommen. Weißt du denn, was du da redest? Weißt du, was es für dich bedeuten würde, wenn du so tief unter deinem Stande freien würdest? Ferdinand — dann wärest du deiner Ahnen unwürdig!“

„Gewiß nicht, Papa!“ rief der Sohn mit hochrotem Gesicht in furchtbauer Erregung aus. „Meine Ahnen sind Ehrenmänner gewesen, Leute, die die Wahrheit geliebt und verfochten, nicht den Schein und die Lüge!“

„Junge, halte ein! Dein Schulfreund scheint alte Knabenphantasien in dir neu erweckt zu haben,“ keuchte Herr von Falkenhorst jetzt, während sein Gesicht aßfahl wurde und das Zucken um die Mundwinkel sich steigerte.

„Noch stehe ich als Vater über dir. Ich will nicht viele Worte machen, ich sage nur: Ich dulde keine Mesalliance, weder bei meinem Sohn, noch bei meiner Tochter. Und sügt ihr euch meinem Willen nicht, so könnt ihr betteln gehen. Das mein letztes Wort! Adieu!“

(Fortsetzung folgt.)

Karl-Christian.

Osterezzählung von M. Doberenz-Gberlein.

(Schluß)

Jahre schwanden und wieder war es Ostern. Der Himmel hing grau und wolken schwer über der regennassen Erde, der Frühlingssturm peitschte die langen Zweige der Trauerweiden und beugte die schlanken Zypressen unter seiner Gewalt. Die Sonne zeigte sich nicht, sie mochte fühlen, daß ihr Strahlenlicht den beiden blassen jungen Leuten, die Hand in Hand neben einem frisch zugeworfenen Grabe standen, weh tun würde. Die feste Sturmhand riß den Kreppschleier von der bleichen Mädchenstirn, zerwühlte die blonden Locken und warf scharfe Graupelförner in die verweinten Gesichter der beiden Leidtragenden, die allein hier zurückgeblieben waren, nachdem die letzten Erdschollen schwer auf den Sarg niedersielen.

Jetzt hücte sich das schlanke Mädchen und ordnete die Blumen, die man dem Scheidenden dargebracht, und legte einen Kranz Anemonen und Leberblumen am Kopfende des Hügelchens nieder. Nun faltete sie die Hände und neigte das Haupt zum stillen Gebet. — Einen Moment verharrte sie noch so, dann richtete sie sich, wie in jähem Entschlusse auf und streckte dem düster vor sich hinstarrenden Begleiter beide Hände entgegen: „Laß uns hier Abschied nehmen, Karl-Christian!“

Er erschraf: „Schon jetzt Abschied nehmen, Liese-Lotte, muß das sein?“

„Es muß!“ gab sie fest zurück, und als sie das qualvolle Web sah, das aus seinen treuen blauen Augen sprach, fuhr sie weich fort:

„Wir wollen uns das Schwere nicht noch schwerer machen. Die Verhältnisse meistern uns, wir stehen leider nicht immer über ihnen, wir müssen uns fügen!“



Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, Dr. med., mit Gemahlin, Prinzessin Maria. (Mit Text.)

„Das heißt — uns trennen!“ stieß er grollend in dumpfem Schmerz hervor.

Liese-Lotte schwieg.

„Mädchen!“ er riß sie in ausbrechender Verzweiflung an die Brust und fuhr in überstürzender Hast fort: „Wer konnte ahnen, das unser Glück ein so gewaltsames Ende nehmen, daß uns das grausame Schicksal trennen würde, ehe wir uns noch ganz gehört. Es wäre vermessen von mir, wollte ich deine Jugend an mich ketten, der nichts ist, nichts werden kann, weil ihm im entscheidenden Moment die Mittel fehlen, das begonnene Studium zu vollenden. Ein Nichts bin ich, ein Bettler!“

„Still, Karl-Christian, sprich nicht so, du klagst ungewollt den an, der da drinten ruht, dem wir soeben das letzte Geleit gaben. Wäre dein Vater kein so weltfremder Mann gewesen, nicht so gutherzig und vertrauensfelig, so würde er mit seinem kleinen Vermögen nimmermehr Bürgschaft für den einstigen Studienfreund geleistet haben. Als bei jenem trotzdem alles zusammenbrach und er sich erschoss, fielen seine Gläubiger wie eine Meute über deinen Vater, den Bürgen, her. Wie hat der arme Mann gelitten, wie sich mit Selbstvorwürfen gepeinigt, dir sollte, da du vor dem Examen stehst, vorläufig alles verheimlicht werden. Es kam anders, ein Herzschlag traf deinen Vater, wir riefen dich und —“

„Und so erfuhr ich, daß ich außer dem Vater die Braut verloren, weil ich zum — Bettler geworden!“

„Karl-Christian!“

„Verzeih, Liese-Lotte, ich weiß nicht, was ich rede.“ Er bedeckte das Gesicht des geliebten Mädchens mit zärtlichen Küssen: „Ich bin's ja selbst, der das Unhaltbare unseres Verlöbnisses einsieht, der dich hat, dich für ungebunden anzusehen. Wer weiß, wie viele Jahre vergehen, ehe ich dir ein Heim bieten könnte. An eine Vollendung meines Studiums kann ich nicht denken. Wie traurig ist das Los einer ewigen Braut! Liese-Lotte, ich muß dich freigeben und wenn das Herz darüber bricht!“

„Ja, Karl-Christian! Und ich will frei sein, damit dich keine Fessel drückt!“

„Damit mich keine Fessel drückt, Liese-Lotte, nur darum?“

„Ja, Karl-Christian, nur darum!“

„Mädchen! Du weißt nicht, was du mir mit diesem Geständnis gegeben hast. Den Mut zum Weiterleben, die Kraft zum Vorwärtstreben! Und wenn ich etwas erreicht habe, dann suche ich dich, und wenn ich dich gefunden, dann Liese-Lotte, frage ich dich, ob ich dir noch etwas gelte, ob ich dir willkommen bin!“

Da sah sie zu ihm auf, und in den lichten Rehaugen mochte er lesen, was sein Herz ersehnte, denn ein tiefer, befreiender Atemzug hob seine Brust, und er folgte ihr willig, als sie leise mahnte: „Komm, laß uns gehen!“

Die düsteren Wetterwolken teilten sich und die Sonne warf ein blaßes Bild über das ernste Friedhofsbild. Eine Amsel sang ihr Lied, sie sah auf den kahlen Zweigen einer Traueresche und ließ sich nicht stören, als die Osterglocken ihr frommes, brausendes Geläut erklingen ließen. An der Friedhofsmauer dufteten Weilchen, Liese-

Lotte bückte sich unbewußt nach den blauen Frühlingskindern, als sie mit Karl-Christian das Tor durchschritt.

Sechs Jahre sind vergangen und Liese-Lotte erhielt kein Lebenszeichen von Karl-Christian. Sie verzagte nicht, sie fühlte es tief drinnen im Herzen, daß er ihrer nicht vergessen, und die leise Hoffnung, daß er dereinst doch wiederkehren würde, lebte in ihr und ließ sie in den schwersten Zeiten mutig sein. — Die Mutter fing an zu kränkeln, und kaum zwei Jahre nach dem Heimgange des Pfarrers bettete man auch sie zur ewigen Ruhe.

Leeren, trockenen Auges hatte Liese-Lotte wiederum auf dem Friedhof gestanden und dem Sarge nachgestarrt, der ihr das Letzte nahm. Schwer lag das Herz in ihrer Brust, als sei es von Stein, mit seltsam kurzen, harten Schlägen hämmerte es, als sie dasselbe Tor gänzlich verwaist durchschritt, durch das sie vor kaum Jahresfrist an Karl-Christians Seite gegangen. Und wieder dufteten Weilchen am Mauerrand, sie bückte sich nicht darnach, achtlos streifte der schwarze Rocksaum darüber hin und knickte die blauen Blumen.

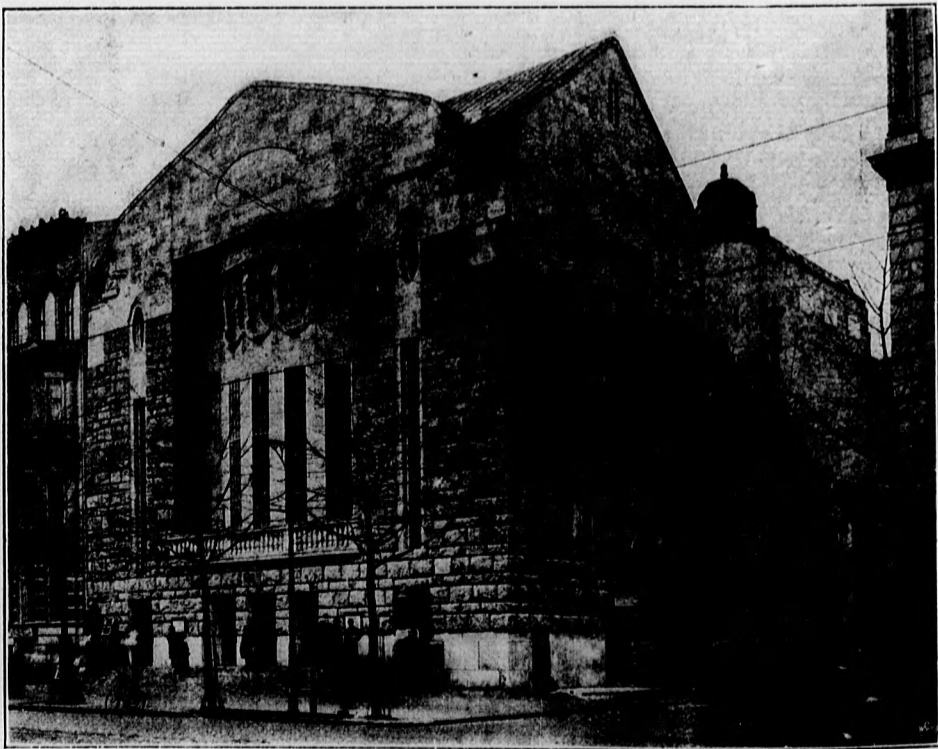
Liese-Lotte ist das alles jetzt wieder gegenwärtig, während sie die Weilchen, die ihr die kleine, flachköpfige Dirn gebracht, ordnet. Sie seufzt tief auf und nickt vor sich hin: Ja, es war eine schwere Zeit gewesen! Gottlob, daß sie die Arbeit gehabt, die beste Trösterin in allen Lebenslagen. Ihr war sie notwendig gewesen, für Seele und Leib. Sie mußte verdienen, um zu leben.

Unerwartet erschloß sich ihr eine reiche Arbeitsquelle. Sie hatte eine eigene Begabung zum Zeichnen und verstand es, selbst die reizendsten und originellsten Handarbeiten auszudenken.

Ihre praktische Mutter gab sie kurze Zeit in Pension und ließ sie einen Kursus auf der Gewerbeschule durchmachen: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen, Kind, denn du mußt dich einst selbst ernähren,“ sagte sie.

Liese-Lotte hatte etwas Tüchtiges gelernt, mit glänzenden Zeugnissen und Aufträgen versehen, kehrte sie heim. In einer Ausstellung, die die Schule veranstaltete, wurde man auf sie aufmerksam. Die Redaktion einer großen Modezeitung ließ sich von ihr allerhand Arbeiten entwerfen, bezahlte sehr gut und verpflichtete Liese-Lotte zur Mitarbeiterschaft. Nun war sie geborgen. — Bei großen Ausstellungen waren ihre Arbeiten mehrfach preisgekrönt worden, und sie konnte jetzt kaum die Aufträge befriedigen, die ihr zuzingen. Sie war in ihrem Geburtsort wohnen geblieben und führte ein arbeitsreiches, aber sorgenfreies Dasein.

Heute schauten ihre Augen mit ganz seltsamem Glanz auf die Weilchen nieder, deren Duft ihre Sinne lieblosend umschmeichelte. Ihr war so frühlingswarm ums Herz und ein eigenes Frohgefühl flutete durch ihre Glieder. Zum ersten Male seit sechs Jahren erfuhr sie etwas von Karl-Christian. In der Tageszeitung las sie heute morgen von einer nicht unbedeutenden Erfindung eines jungen Elektrotechnikers, Dr. Karl-Christian Förster. Das konnte kein anderer sein, als ihr Jugendfreund. So war's ihm doch noch gelungen, die Studien zu vollenden! Gewiß war etwas Rechtes



Das Gabel-Theater in Berlin. (Mit Text.)

nen Frühlingskindern,
tritt.

ese-Lotte erhielt kein
rzagte nicht, sie fühlte
cht vergessen, und die
erkehren würde, lebte
en mutig sein. — Die
wei Jahre nach dem
sie zur ewigen Ruhe.
Lotte wiederum auf
nachgestarrt, der ihr
n ihrer Brust, als sei
Schlägen hämmerte
durchschritt, durch das
ans Seite gegangen.
rand, sie bückte sich
Rocksäum darüber hin

enwärtig, während sie
Dirn gebracht, ordnet.
a, es war eine schwere
gehabt, die beste Trö-
otwendig gewesen, für
zu leben.

ne Arbeitsquelle. Sie
und verstand es, selbst
iten auszudenken.
it in Pension und ließ
schmachten: „Du mußt
ißt dich einst selbst er-

lernt, mit glänzenden
e sie heim. In einer
wurde man auf sie auf-
bezeitung ließ sich von
te sehr gut und ver-
Nun war sie gebor-
hre Arbeiten mehrfach
aum die Aufträge be-
m Geburtsort wohnen
er sorgenfreies Dasein.
stamem Glanz auf die
stosend umschmeichelte.
ein eigenes Frohgefühl
e seit sechs Jahren er-
r Tageszeitung las sie
nden Erfindung eines
i Förster. Das konnte
o war's ihm doch noch
iß war etwas Rechtes



Ostern ist da! Ostern ist da!“ Unter ihm, im Grünen versteckt,
Munterer Vöglein Chöre Eier vom Osterhasen!
Künden die Botschaft fern und nah, Schon hat das „Dreiblatt“ sie entdeckt,
Gott, dem Höchsten, zur Ehre. Rings im saftigen Rasen!

Nach der schlafenden Erde Traum Und Grossmutter samt dem Gemahl
Grünt's im Tal und auf Höhen, Schaut ins Weite voll Wonne,
Auch der knospende Lindenbaum Ruft: „Sei gegrüsst uns tausendmal,
Predigt vom Auferstehen! Heilige Ostersonne!“

Martha Grundmann.

aus ihm geworden. O, wie sie sich freute! — Auf einmal wurden ihr die Glieder schwer und ein Angstgefühl troch ihr zum Herzen. Er hatte es zu etwas gebracht, warum — kam er nicht. Wollte er nichts mehr von ihr wissen, liebte er eine Schöne, Jüngere? Sie hatte ihm die Treue gehalten, hatte einem anderen wehgetan, um feinetwillen.

Ihre Blicke fielen auf den Reif mit dem roten Stein, der an ihrem Ringfinger blühte; zwei heiße Tränen tropften darauf nieder. Mit wenigen Schritten trat sie vor den Spiegel und schaute hinein. Sah sie gealtert aus mit fünfundsanzig Jahren. Fast ängstlich forschten die braunen Kehagen in dem erblästen Mädchen gesicht, das der volle, blonde Flechtenkranz wie ein schimmerndes Kränlein umwob. Kein müder Zug, kein Altersfältchen war zu erspähen. In gereifter Schöne schaute ihr das liebliche Antlitz entgegen.

Liese-Lotte schüttelte den Kopf. Sie schalt sich selbst aus, wie konnte sie so zaghaft und mutlos sein, sie, die allzeit tatkräftige. Sie reckte sich gerade auf und atmete so tief, als wollte sie alles Bangen vom Herzen wälzen.

„Der Karl-Christian, der hintergeht mich nicht!“ sie sagte das so zuversichtlich und mit klarer Stimme laut vor sich hin, daß sie sich an den eigenen Worten aufrichtete.

Sie setzte sich ans Pianino, sie wollte sich das Herz ganz frei singen; ihre Hände griffen in die Tasten, dann fiel ihr reiner, weicher Sopran ein, erst zägend, später sich zu hellem Jubel durchbringend:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnabenbringende Osterzeit!“

Das hatte sie oft mit dem Jugendfreund gesungen.

„West lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue, freue dich, Christenheit!“

Ein frischer Bariton mischte sich plötzlich in ihren Gesang. Liese-Lottes Hände glitten von den Tasten, das Herz erzitterte ihr in selbigem Schreck, sie flog vom Sessel auf.

Dort an der Lüre stand er, in frischer, gereifter Männlichkeit und breitete ihr die Arme entgegen:

„Liese-Lotte!“

Schon lag sie an seiner Brust: „Ich wußte es ja, Karl-Christian, daß du kommen würdest!“

Glücklich hielten sich beide umfassen.

Die Frühlingssonne sandte ihre wärmsten Strahlen durch die weitoffenen Fenster und ließ sie segnend auf dem jungen Paare ruhen.

Die alte Diplomatin.

Eine launige Ostergeschichte von L. Cw ald. (Nachdruck verb.)

Sie müssen ein Paar werden, denkt Großmama und schaut dabei zu ihrer achtzehnjährigen Enkelin Berta und dem jungen Doktor Franz Braun hinüber.

Berta ist die einzige Tochter von Großmutter's einzigem Kinde, dem stattlichen Gutsbesitzer auf Schönau, bei dem sie lebt. — Dr. Braun ist ein Nefse von Bertas Mutter — allerdings im zweiten Grade — und weilt seit einigen Wochen in dem gastlichen Gutshause, um hier ungestört an einem wissenschaftlichen Werke: Die Entwicklungsgeschichte der Natur — zu arbeiten. Voll scheint die Lenzesonne auf ihren hellen und seinen dunkelblonden Scheitel. Ihre Strahlen gleiten gleichsam liebkosend über die jungen Häupter, so — als wenn sie Großmamas Gedanken teilten.

Die aber denkt bei der Betrachtung ärgerlich: Nun steht er wieder wie ein Stock da und beschaut so tiefsinnig die Krokusblüten, als gedächte über deren Entwicklung er noch ein Extrawerk zu schreiben! — Dabei übersieht er scheinbar die holde Menschenblüte, die sich ihm in Liebe entgegenneigt. — Ich hoffe nämlich — nur scheinbar, denn es will mich manchmal bedünken, als ob er sie dennoch lieb gewonnen hätte und nur die rechten Worte zur Aussprache nicht finden kann, bieweil er bei seinen scheußlichen Vorwelttieren: dem Ichthyosaurus, Dinosaurus, Montosaurus usw. schon ein wenig angeäuert ist.

„Na, warte,“ spricht sie im Denkeiser halb laut. „Ich werde dir doch noch den Mund öffnen!“

„Mir, Großmutter?“ fragt da neckisch Bertas Bruder, der neugeborene, hoffnungsvolle Tertianer Bruno.

Die Angeredete lächelt belustigt und antwortet schlagfertig: „Dir — nein, dir möchte ich ihn manchmal lieber schließen! Heute kommst du aber wie gerufen. Ich will einen Osterschurz in Szene setzen und bedarf dazu deiner redseligen Zunge!“

„Famos! Bin dabei!“

„Glaub's wohl! Du laßest doch kürzlich mit Interesse den Bericht über die Luzerner Osterspiele, die mehrere Jahrhunderte für die Schweizer von Interesse gewesen sind und meinstest: da

würdest dir dich auch gern an den beliebten Teufelsrollen beteiligen haben. — Heute nun will ich dir die nötige Ausstattung zu einer solchen Rolle geben! Mach' mir aber keine zu dummen Hosen dabei und komme nicht früher in das Wohnzimmer, als bis ich mit der Erzählung einer Ostergeschichte, die ich nach eingenommenem Abendbrot, beim Scheine des Kaminfeuers berichten will, geendet habe!“

„Machen wir — Großmama! Doch bitte ich untertänigst um ein Stichwort, damit ich nicht zu früh komme!“

„Stichwort! hm — das ist kein so unebener Gedanke! Also das Stichwort heißt: Erwach', erwach', o Menschentind, daß dich der Lenz nicht schlafend find'!“

„Hurra — das ist fein! Mit dem beginne ich gleich meinen Vortrag!“

Die Ostergloden haben das Fest eingeläutet! — Man gruppiert sich nach dem Abendessen um das Kaminfeuer, welches der kühlen Abendluft wegen — auf Großmamas Wunsch — entzündet worden ist. Großmutter sitzt im Lehnstuhl. Zu ihren Füßen hat sich Berta auf einen niedrigen Schemel gesetzt. — Das flackernde Feuer veranlaßt die Großmutter, das Gespräch auf die Osterfeuer zu lenken, die noch an manchen Stellen Norddeutschlands entzündet werden und die Osterfeuer der alten Germanen in Erinnerung bringen, die ehemals zur Ehre der Frühlingsgöttin Ostara — gebrannt haben. Auch der Brauch der Ostergaben war bei den alten Germanen bereits üblich, die sich rot und gelb gefärbte Eier schenkten und der Hase war ja ein der Frühlingsgöttin geweihtes Tier!

„Du weißt sicher von einer Sage zu berichten oder ein Märchen zu erzählen, wie dieser Brauch entstanden ist, Großmama!“ sagt Berta und seht schmeichelnd hinzu: „Bitte, bitte!“

Großmutter lächelt darob, fast ein wenig spitzbübisch, und denkt: Aha, sie bringt, wie ich dachte — mein Stichwort! Dann erzählt sie:

„Es war einmal zur Zeit der Sonnenwende! Da zog ein junger Gote rheinwärts — durch verschneite Wälder und Auen in das Land der Franken, um einen Freund seines Vaters zu besuchen. Sein Vater war zur Jugendzeit mit einem Franken im Sachsenlande gefangen gewesen. Die beiden Gefangenen hatten miteinander Freundschaft geschlossen und sich bei ihrer Freilassung gelobt, daß auch einst ihre Söhne Freunde werden müßten! Nun schenkte aber das Schicksal dem Goten einen Sohn, dem Franken eine Tochter; die Väter betrachteten dies als ein Zeichen, sich noch enger zu verbinden. Beowulf und Irntrude sollten sich jedoch zwanglos kennen lernen und nicht beeinflusst werden. Daher sollte Beowulf vom Sonnenwend' oder Julfest der alten Germanen bis zur Ostarafeier im Frankenlande weilen.

Irntrude's Herz erwachte gleich bei dem Anblick des jungen Goten. Beowulf aber konnte sich über seine Gefühle nicht klar werden. Er weilte gern in ihrer Nähe und verlebte eine angenehme Zeit an dem behaglichen Herdfeuer des Franken, während der Schneesturm durch den dichten Tann zog.

So war das Ostarafest herangekommen. Lenzeswehen und Hoffen zog durch die Natur!

Am Vorabend des Festes ging Irntrude durch den tiefen Forst und rastete bei ihrer Lieblingsseiche. In deren Schatten hatte sie oft zur Sommerzeit geruht, und deren weitverzweigtes Geäst hatte sie vor dem rauhen Nord geschützt, wenn sie zur rauheren Jahreszeit hinaus geeilt war, um auf die Rückkehr des Vaters von der Jagd zu warten.

Hier wollte sie heute Ostara bitten, den Geliebten ihrer Seele auch mit Liebe für sie zu erfüllen. So sah sie denn sehnsüchtig hinauf zu den Nebelschleiern, die der lichtpendenden Sonne noch nicht gestatteteten, warmflutende, helleuchtende Strahlen herniederzusenden.

„Ostara, hilf mir!“ so flehte das Mädchen.

Da, o Wunder, lösten sich die Nebelschleier und senkten sich langsam, beim Niederstieg verdichtend, zur Erde hernieder. Aus den wallenden Nebeln löste sich die Gestalt der holdseligen Göttin. Blendendes Sonnenlicht beleuchtete die hehre Gestalt und brach sich in den Tropfen des Nebelschleiers, so daß dieser diamantengleich, in sprühend farbigen Scheinen erglänzte.

Irntrude sank auf ihre Knie und die Göttin sprach huldvoll mit klingender Stimme: „Du hast um meinen Beistand gebeten! Ich kenne deine Wünsche und bin bereit, dieselben zu erfüllen. — Dafür verlange ich aber, daß du den Stämmen der Germanen meine Wünsche übermittelst. Merke daher wohl auf meine Worte!“

Die Göttin winkte mit ihrem Nebelschleier und alsbald stand ein Häselein neben ihr. Es saß auf seinen Hinterläufen und reichte mit den kurzen Vorderläufen ein gelbes und ein rotes Ei der sitzenden Irntrude.

„Diese Eier,“ so sprach die Göttin, „sind am Donnerstage, dem Donnerstag vor meinem Feste, gelegt. Die Eier, die an die

Tage gelegt werden, haben Zauberkraft! Reicht ein stillsam Mägdelein dieselben dem, den sie liebt, werden Herz und Sinne des Beschenkten sich ihr zuwenden. Treue Liebe des Geliebten wird sie bis an ihr Lebensende beglücken. Das mögt ihr Mädchen euch merken! — Groß und klein soll sich aber fortan mit diesen Gaben untereinander erfreuen, denn das Ei versinnbildlicht gleichsam die Erstehung des Lebens! Sie sollen rot und gelb gefärbt werden: rot — zur Erinnerung an die Blut des traulich wärmenden Herdfeuers, gelb — zur Freude über die Wiederkehr der segenspendenden Sonnenstrahlen. — So, Frmrude — vergiß nicht das, was ich dir sagte, und wenn du morgen ein doppeltes Freudenfest feierst, so entzünde ein hellleuchtendes Feuer der Dankbarkeit für die, welche die Liebesflammen in der Brust deines Beowulf erweckte — und lehre die andern Germanenmädchen, mir ebenfalls diesen leuchtenden Dank darzubringen!

Nach diesen Worten entschwand Ostara. Wieder bedeckten Nebelschleier die Sonnenscheibe. Der Frühlingssturm brauste durch den Forst, aber Frmrudes Herz schlug in freudiger Erregung.

Am nächsten Abend brachten die Flammen von dem Dankesfeuer der Ostara Kunde, daß Beowulf und Frmrude sich in Liebe gefunden hatten.

Das junge Paar zog nach kurzer Zeit seiner Heimat zu und die innige Liebe desselben überdauerte alle Lebensstürme.

Daß die dankbare Frmrude nicht die Worte der Göttin vergessen, davon zeugen noch heute die Osterfeuer, die Eiergaben und die Heranziehung des Osterehasen. In Mähren und Böhmen ist es sogar noch heute Brauch, daß die Mädchen ihrem Erkorenen Eier schenken, die am Donnerstag vor Ostern gelegt sind. Die Eier aber, die einst die Germanen sich schenkten, waren, wie die Geschichte es berichtet, rot und gelb gefärbt.

Daß diese Sage entstanden, ist ja leicht zu erklären! Die ganze Natur durchzieht zu dieser Zeit das Liebessehnen, das der Erfüllung voran geht.

Unwillkürlich gleiten Großmamas Blicke zu dem jungen Doktor hinüber, der nicht mehr in die glimmende Blut schaut, sondern so eigenartig zu Verta hinüberzieht. — Da leuchtet es freudig in Großmutter's Augen auf, und sie fährt mit erhobener Stimme fort: „Darum hat auch der Dichter recht, wenn er mahnend sagt: 'Erwach', erwach', o Menschenkind, daß dich der Lenz nicht schlafend find't!'“

Kaum sind diese Worte ausgesprochen, da öffnet sich die Tür des Nebenimmers, das wie in rote Blut gefüllt erscheint, da mehrere Lampenglocken mit roten Lampenschleiern versehen sind. Auf der Schwelle aber steht in dieser magischen Beleuchtung ein kleiner, schwarzer Teufel, der wiederholt mit verstellter tiefer Stimme zuerst:

„Erwach', erwach', o Menschenkind!
Sonn' hol' ich dich zur Höl' geschwind.
Pipifax werd' ich genannt,
Bin in der Hölle wohl bekannt.
Hab' Auftrag von Großmutterlein:
Ihr 'ran zu schleppen groß und klein,
Die jetzt zur Auferstehungszeit
Nicht schwelgen in Lenzfröhlichkeit!
Sie heißt schon lächtig unten ein:
Für all die Schläfer — warm und fein!“

Unter den nun folgenden Reden des zungengewandten Enkels, bei dem Gelächter der Zuhörer, findet die Großmutter die erwünschte Gelegenheit, unbemerkt hinauszuschlüpfen, aus einem versteckten Winkel der Speisekammer ein verhülltes Etwas in den Arm zu nehmen und die stets ein wenig knarrenden Treppenstufen zur Gaststube ungehört hinaufzugehen, um dort das Herausgebrachte unverhüllt auf den Schreibtisch zu setzen.

Nur der Mond sieht es, da er ja an das Dunkelsehen gewöhnt ist! Er schmunzelt breit behaglich, als er den blühenden Krokustopf betrachtet und zwei Eier, ein rotes und ein gelbes, darin versteckt sieht, auf denen — trotz der Farbe — das Datum des Donnerstages zu lesen ist, das die fürsorgliche Hausfrau hinauf geschrieben hat.

Mit erleichtertem Ausatmen steigt Großchen die Treppen hernieder und triffst auf dem untersten Treppenabfah das Teufelchen, welches verwundert fragt:

„Woher des Weges, Großmuttering?“

„Stille biste! Ich wandelte auf den Wegen der Liebe!“

Es erfolgt keine weitere Frage, wie Großmama fürchtet, denn ihr Enkel Bruno, noch im Pipifaxgewande, leidet an Appetitverdaunung!

„Ostersonnenschein! Osterglockenklang! — machen heut wohl Schwester Bertchen bang,“ bellamiert, am Fenster seines Mansardenstübchens stehend, der Tertianer Bruno und betrachtet aufmerksam sein Schwesterlein, die den Mittelweg des Gartens, anscheinend in ernstern Gedanken, auf und niedergeht!

Sie denkt: ich wünschte, ich könnte dem Franz auch Donats-eier schenken!

Regierbild.



Wo ist der Gemeindevorsteher?

Schon will Bruno hinuntergehen, um in Erfahrung zu bringen, was sein Schwesterlein denkt, da sieht er den Dr. Braun in den Garten treten. Der schleicht hinterrücks zur Schwester heran, nun umfaßt er sie sogar stürmisch, zieht sie in seine Arme, beugt sich nieder und küßt sie — und die Verta — läßt sich küssen!

„Aha,“ sagt er nun, eilt die Treppe hinunter, pürscht ebenso leise sich an das Pärchen und hört dann seinen neugeborenen Schwager sagen:

„O mein Bertel, wie danke ich dir, daß du mir durch das Osterzeichen den Mut gemacht hast, dir meine Liebe zu zeigen!“

„Welches Zeichen?“ fragt sie erstaunt.

„Ach, mein Lieb — die Ostereier!“

„Ostereier — davon weiß ich wirklich nichts! Du hast — welche bekommen — du dachtest — aber — Franz“ — sagt sie verwirrt.

„Aber ich bitte dich — wer — wer soll denn das sonst getan haben?“ ruft er da bestürzt aus.

„Des Teufels Großmutter,“ gibt da die tiefe Stimme des gestrigen Teufels zur Antwort. Das Pärchen wendet sich erschreckt und läßt sich nun von Bruder Bruno diese seltsame Antwort erklären. Als ihm aber die Treppenbegegnung mit Großmama berichtet wird, da eilt das Pärchen schnell in das Haus. Bruno folgt langsam und denkt dabei: Ja, Großchen, das ist noch eine, immer setzt sie zielbewußt ihr Stück durch, genau so — wie unser Dize! Großmutter hätte sich sicher gefreut, wenn sie diese jugendhafte Anerkennung gehört hätte!

Sie erhält aber an dem Tage noch so viel anerkennende Worte, daß sie sogar beim Mittagmahl sich veranlaßt fühlt, die Rede ihres Einzigen mit den scherzenden Worten zu unterbrechen: „Junge, Junge, red' mit weiter. Du machst mich noch eitel auf meine alten Tage! Gestern war ich doch noch — das kannst du halt mit ablenken: des Teufels Großmutter!“

Unsere Bilder

Zu Gedanken. Feierlich trägt die warme Frühlingsluft am Vorabend des Osterfestes die Glodenlänge in das einsame Stübchen der Nähterin auf unjermem vorkiehenden Bilde, sie legt ihre Arbeit beiseite und horcht, in Gedanken versunken, auf die zum Herzen dringenden Töne. Sie gedenkt früherer Zeiten, da die Eltern noch lebten und sie in Freude und Lust Ostern feiern konnte; nun sind sie zur ewigen Ruhe eingegangen und haben sie allein auf dieser Welt zurückgelassen. Doch noch weiter schweifen ihre Gedanken: sie gedenkt eines Jugendgespielen, mit dem sie aufgewachsen, und wie aus der einst kindlichen Liebe eine gegenseitige ernstliche Herzensneigung entstanden. Doch weit er jetzt in fernem Lande, und beim Abschied hat er ihr feierlich gelobt, daß er einst wiederkehren werde, um sie als sein geliebtes Weib heimzuführen.

Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern. Der verdienstvolle Arzt Dr. med. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern feierte anfangs April mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria de la Paz, Infantin von Spanien, die silberne Hochzeit. Der Prinz steht im 49. Lebensjahr, ist bayrischer

General der Kavallerie und Ehreninspektor des spanischen Sanitätscorps; seine Gemahlin ist geboren am 23. Januar 1862.

Das Hebbel-Theater in Berlin. Seit wenigen Wochen ist Berlin um eine Bühne reicher geworden: am 29. Januar erschloß das neue Hebbel-Theater in der Königsgräber Straße mit Friedrich Hebbels bürgerlichem Trauerspiel „Maria Magdalene“ der breiten Öffentlichkeit seine Pforten. Das Theater ist mit einem Kostenaufwande von rund anderthalb Millionen Mark von dem Architekten Kaufmann errichtet worden und ist, was sein wichtiges Äußeres und sein prächtiges Inneres anbetrifft, unstrittig in die Reihe der vornehmsten Theater der deutschen Reichshauptstadt zu stellen. Es ist im modernen Stil gebaut und gewährt in gefälliger, praktischer Anordnung nahezu achthundert Zuschauern Raum. Die Bühne, die von jedem einzelnen Plaze sehr gut übersehen werden kann, hat eine Breite von siebenzehn und eine Tiefe von vierzehn Meter und trägt an der Kampe anderthalbhundert Glühkörper. Die Drehbühne besitzt eine eigene elektrische Anlage, welche sie in den Stand setzt, auch schwierigere Stücke ohne lange und langweilige Verwandlungspausen zur Darstellung zu bringen. Die Decke des Theaters ist flach und weiß; als Bezug für die Sitzplätze ist grauer Sammet gewählt worden. Leiter des neuen Musentempels ist Dr. Eugen Robert, der zuletzt als Theaterkritiker am „Fester Lloyd“ wirkte, als praktischer Theatermann aber, wie man zu sagen pflegt, noch ein weißes Blatt ist. Direktor Robert ist geboren am 23. Juli 1877.

Allerlei

Gutmütig. Nachtwächter (als nachts beim Sandbauer ein Feuer ausgeht): „Ich werd' nur mit dem Mar-mieren noch a bissel warten — der arme Teufel braucht's!“

Zweidentig. Onkel: „Na, und die Wissenschaft muß doch auf dich einen großen Eindruck gemacht haben.“ — Student: „Gewiß, Onkel, ich bin noch ganz berauscht!“

Ersparnis. „Ich habe einen Ofen gekauft, durch den ich fünfzig Prozent Kohlen spare.“ — „Dann kaufe dir noch einen, dann sparst du alles.“

Mittels eines finnrreichen Instrumentes, des sogenannten Hydrostops, kann das menschliche Auge allerlei Gegenstände im Wasser noch bis auf 1 1/2 km Tiefe erkennen.

Schlangengefahr. In Indien werden jedes Jahr volle 20 000 Menschen durch Schlangen getötet. Die gefährlichste Schlange des Landes ist die Cobra di Capello, die auch von den halbnaakt gehenden Hindus am meisten gefürchtet wird. Um diese Unglücksfälle zu vermindern, verführte die Regierung die Aussetzung eines Preises für eingelieferte Schlangenköpfe. Die Zahl der Schlangen nahm danach aber nur noch zu, weil die schlauen Eingeborenen nun — Schlangen züchteten, um sich dann den Preis für deren Köpfe zahlen zu lassen.

Tierischer Instinkt. Ein Bauer im Haarlemer Moor besaß zwei Haken, die gleichzeitig Junge warfen. Beide konnten sich durchaus nicht gut vertragen. Deshalb wunderte sich der Bauer sehr, daß eines Tages die eine der anderen so sehr schmeichelte, den Kopf an ihr rieb und sie leckte. Schließlich schleppte sie ihre schreienden Zungen ins Nest der anderen, die sofort an der anderen Mutter zu saugen begannen, was diese auch zuließ. Ein paar Stunden später war die eigentliche Mutter verendet. Sie hatte also den Tod nahen gefühlt, mit ihrer Feindin Frieden geschlossen und dieser ihre Kinder anvertraut, die auch bereitwillig angenommen wurden.

Eine geizige Dame. Die Gattin des italienischen Komponisten Rossini war wegen ihres Geizes in der vornehmen Gesellschaft wohlbekannt. Bei ihren Empfängen fror man; auch konnte man niemals auf eine andere Erfrischung rechnen als auf die, welche freundliche Geber der Herrin des Hauses geschenkt hatten. Eines Abends nun, an welchem auf den Straßen von Paris der Schnee einen halben Meter hoch lag, saß Frau Rossini, mit dem treuen Hündchen auf dem Schoße, im bequemen Lehnstuhl am Kamin, in welchem zwei armselige Stüchchen Holz glimmten, und erwartete ihre Gäste. Im Hause Rossinis zu verkehren galt als eine große Ehre, so daß der Salon trotz der Hundekälte, die darin herrschte, sich bald mit schönen Frauen und künstlerischen und politischen Notabilitäten füllte. Da meldete der Diener: „Herzog X! Graf Y! Marquis Z!“ Mit einer eleganten Verbeugung trat der Herzog vor; unter dem linken Arm trug er ein Päckchen Holz und in der rechten Hand den Hut. Er grüßte nach den Aufstansregeln jener Zeit, indem er den Kopf ein wenig neigte, und warf dann geschickt sein Päckchen Holz ins Feuer. Es folgte Graf Y. mit einem noch umfangreicheren Tribut von Brennmaterial. Nachdem auch er den Holzvoll dargebracht hatte, erschien der Marquis, gleichfalls mit einem Päckchen unter dem Arm. Als er aber sein Bündel in den Kamin werfen wollte, hielt Frau Rossini, die bis dahin stumm zugehört hatte, seinen Arm fest und sagte: „Legen Sie es lieber in den Korb hier; wir werden es morgen noch brauchen können!“

Gemeinnütziges

Die noch vorrätigen eingemachten Gurken sehe man jetzt nach. Sehr oft gellieren sie beim Beginn der warmen Witterung. Einesteils hat das seinen Ursprung in dem schlechten Verschluß der Gläser, andererseits kann es auch an den Gurken selbst liegen. Man nehme die schlechten Gurken heraus, wasche die in dem Behälter verbleibenden ab und gebe etwas Kräutereffig hinzu. Im übrigen verbrauche man den Rest bald für die Küche.

Ein einfaches Hausmittel bei Fieber ist Holunderblütentee, jene weißen Dolben, nicht die oft fälschlich als Holunder bezeichneten duftenden Blüten-trauben des türkischen Fliederes. Er wird mit siedendem Wasser aufge-gossen und morgens und abends ge-nossen. Ist Durst vorhanden, so mag man warme Limonaden geben.

Enge Schuhe als Ursache der Nervosität ist nicht allzu selten fest-gestellt worden, namentlich bei jungen Damen. Dies wird damit begründet, daß der fortgesetzte Druck einen Reiz auf die Muskeln und Nerven des Fußes ausübt, der, sich fortplantzend, mit der Zeit jene Störungen im ganzen Körper hervorruft.

Rosen pflanzt man im Frühjahr, nie im Herbst. Es gelingt die Herbst-pflanzung ja nicht selten, indessen stellt sie ein Risiko vor, denn im Herbst ge-setzte Pflanzen erfrieren und faulen viel leichter als Frühjahrespflanzlinge.

Der lästige Geruch, den der Ge-nuß von Meerrettich im Munde hinterläßt, und der oft beim Reden unangenehm bemerkbar ist, verschwin-det, wenn man einige Blättchen frische Petersilie kaut.

Airschveredlungen dürfen nicht zu früh gelöst werden. Sehr oft kommt es vor, daß scheinbar ganz fest ver-wachsene Reiter nach Entzerrung des Verbandes doch abgestoßen werden. Damit die Bänder nicht zu stark ein-schneiden, empfiehlt sich aber das Lösen derselben und Umliegen neuer elastischer Bastbinden.

Als Saatgut für Kartoffeln wer-den immer noch kleine Knollen aus-gesucht. Daß dieselben oft unreif sind

und namentlich zu wenig Reservestoffe für die erste Entwicklung der Pflanze besitzen, ist selbstverständlich. Große Knollen werden leicht angestekt oder sind im Innern hohl. Am geeignetsten sind die mittelgroßen Kartoffeln. Sie verringern den Kartoffelvorrat nicht so sehr wie große und sind im-stande, die Sorteneigentümlichkeiten auf ihre Nachzucht zu übertragen.



Verfängliche Logik.
„Das Wetter ist doch herrlich heut', mein Fräulein?“
„Geben Sie sich keine Mühe, — ich bin schon verlobt!“

Quadraträtsel.

A	A	A	E
E	E	H	I
M	N	N	N
N	O	R	R

Die 16 Buchstaben in vorstehendem Quadrate sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1) Einen Nebenfluß des Rheins. 2) Einen Italiener. 3) Das Gegenteil von schmutzig. 4) Einen weiblichen Vor-namen. Die senkrechten Reihen bezeichnen: 1) Ein-en weiblichen Vor-namen. 2) Das Schlüsselwort jedes Gebetes. 3) Eine Bezeich-nung des Todes. 4) Einen weiblichen Vor-namen.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Palindroms: Ara. — Des Logogriffs: Rabe, Wabe, Gabe, Gabe, Rabe, Labe
Des Buchstabenrätsels: Posten, Pfoften, Post, Otten.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.